



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : neue Folge : 6.
Die Mönkeberger Kapelle

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

golten haben oder auch noch gelten: „Was man nicht verstehen kann, sieht man für poetisch an.“ Auf den Vater Rhein sind so viele schöne, frische Lieder gedichtet worden, aber Silchers Komposition verschuldet es, daß fröhliche Gesellen, die den Rhein hinabgleiten, bei einem guten Trunke nicht etwa singen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Neben,“ oder „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein!“ oder „Dort wo der Vater Rhein mit seinen Wellen so mancher Burg hemooste Trümmer grüßt,“ auch nicht das noch immer zeitgemäße „Sie sollen ihn nicht haben“ oder „Wo solch ein Feuer noch gedeiht,“ sondern behaupten, „so traurig“ zu sein. Da wäre die unfreiwillige Parodie eines Tischlergesellen „ein Mädchen aus uralten Zeiten“ doch noch erträglicher als die ewige Loreleier. Zum Glück genießen auch bessere Dichter, die nicht nötig hatten, für sich selbst Reklame zu machen, die Gunst der Musik, z. B. die beiden edelsten Sänger des deutschen Waldes, Eichendorff und Uhland. Denn leider hat man ein Recht zu fragen, ob ohne Gesangsvereine die beiden Namen der Jugend von heute noch so teuer sein würden, wie dereinst uns.

Was aber hat man sich damals von dem „Hellenen“ Heine und Konsorten in Deutschland bieten lassen! Von deutscher Art durfte fast nur noch mit einer Grimasse gesprochen werden, Schiller zu verehren, war erlaubt, Goethe nur mit großer Einschränkung. Ungezogen sein war gleichbedeutend mit geistreich, und Ungezogenheit brauchte man nicht erst zu lernen. Wirkliche Kenntnis von den Dingen war nicht vonnöten, um über sie zu sprechen und abzusprechen, ob sie nun in das Gebiet der Staatskunst, der Wissenschaften, der Künste gehörten. Nur dreist darauf los mit der Unbefangtheit eines Bajazzo! So entstand eine Gattung von Tages- und Schriftstellerei, die aufs üppigste wucherte, und der den fruchtbarsten Nährboden schon darum das Theater bot, weil sich mit ihm, mit Aufführungen, Schauspielern und Schauspielerinnen alle Welt gern befaßte, von ihm jedermann etwas zu verstehen meinte, und man da weniger Gefahr lief, mit Gesetzen und Verordnungen in unangenehme Berührung zu geraten. Wie jene Journalistik Schule gemacht hat, das braucht gar nicht besprochen zu werden.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

6. Die Mönkeberger Kapelle



U n Quaakenborn wurde die „Inkommunalisierung,“ das heißt die Eingliederung der bisher selbständigen Vorstadt Mönkeberg in die Stadtgemeinde durch ein Festessen gefeiert. Dieses Festessen nahm einen glänzenden Verlauf. Die Beteiligung der Bürger war sehr rege gewesen, der Wirt hatte seine Schuldigkeit gethan und wirklich alles mögliche für zwei Mark fünfundzwanzig geleistet, und die hohen Behörden, geistliche wie weltliche, waren vertreten. An der Ehrenseite der, wie üblich, in Hufeisenform gestellten Tafel saßen der Herr Regierungsrat, der Herr

Landrat, der Herr Amtsgerichtsrat, der Herr Superintendent, der Herr Bürgermeister, der Herr Stadtverordnetenvorsteher und der Herr Progymnasialdirektor, dann reiheten sich nach Rang und Würde die Herren Stadträte und Stadtverordneten, Beamten, Lehrer und Bürger an. An der einen untern Tafelende hatte sich, wie gleichfalls üblich, die scharfe Ecke gebildet, an der der Herr Subrektor unter seinen Freunden, dem Brauereibesitzer, dem Grubendirektor und andern schweren Leuten, den Vorsitz führte. Der Herr Subrektor machte die Witze, und die Freunde schenkten ein.

Das Festessen hatte seinen Höhepunkt überschritten, man war schon beim Braten angelangt. Die offiziellen Tischreden waren gehalten, jedem war sein Teil geworden. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo sich die Rede in breiterem Ströme und freierer Richtung ergießen konnte. Diesen Zeitpunkt nahm schleunigst der Herr Oberprediger von St. Katharinen, zu dessen Kirchspiel der Mönkeberg gehörte, wahr, er erhob sich feierlich und klopfte ans Glas.

Kinder, sagte der Subrektor zu seinen Freunden, nehmt euch gleich erst noch einen ordentlichen Happen, daß ihr inzwischen nicht verhungert. Wann der aufhört, das kann kein Mensch wissen.

In der That, es wurde eine lange Rede. Während ein gelindes Getöse von eifrig klappernden Messern und Gabeln den Saal erfüllte, während der Herr Regierungsrat dem Herrn Landrat die angefangne Geschichte leise weiter erzählte, während der Herr Superintendent seine nächste Tischrede im stillen bei sich überlegte und der Herr Bürgermeister seinem Freunde, dem Oberpfarrer, aufmerksam zuhörte, rekapitulirte dieser erst einmal alles, was zuvor schon geredet worden war. Aber ein Punkt, meinte er, sei noch von niemand gebührend gewürdigt worden, nämlich die bessere geistliche Pflege, die dem Mönkeberg nunmehr von der Stadt zu teil werden müsse. Er wolle die bisherigen Verhältnisse einer Kritik nicht unterziehen, müsse aber der hochansehnlichen Versammlung die Frage vorlegen, ob der Betstuhl des Hospitals für eine Gemeinde von über zweitausend Seelen ausreichend. Er könne es den Mönkebergern nicht verdenken, wenn sie, statt sich in den engen und niedrigen Raum, den man eine Kirche nenne, zu setzen, am Sonntag früh in die Felder hinaus gingen. (Zuruf aus der scharfen Ecke: Um zu mausen. Heiterkeit.) Das werde nun anders werden. Der heutige Tag bedeute einen Wendepunkt auch in der geistigen Geschichte des Mönkeberges. Der Magistrat der Stadt Quakenborn als Patron von St. Katharinen, wozu nun auch der Mönkeberg gehöre, werde gewiß seines Amtes warten und einsehen, daß er den neuen Mitbürgern nicht bloß das Licht neuer Gaslampen, sondern auch das Licht des Evangeliums zu geben schuldig sei. Ich vertraue, fuhr er fort, daß mein lieber Freund, der Bürgermeister, die Gelegenheit ergreifen werde, heute vor Ihnen allen zu erklären, daß ihm und dem Magistrat die geistige Pflege des Mönkebergs ganz besonders am Herzen liege. Der Mönkeberg, meine Freunde, ist vor siebenhundert Jahren besiedelt, aber bis zum heutigen Tage nicht vollendet worden. Sein Gipfel ist noch unbebaut. Dort soll, mein geistiges Auge zeigt mirs deutlich, eine neue Kirche, die Mönkeberger Kirche stehen. Ich fordere die Anwesenden auf, den Mönkeberg und seine zukünftige Kirche leben zu lassen. Hoch! hoch! und noch einmal hoch!

Na, aber darüber wird sich sein Freund, der Bürgermeister, freuen, sagte der Subrektor.

Daß er eine neue Kirche bauen soll?

Rein, daß er jetzt reden muß. Ihr wißt doch, reden ist seine starke Seite nicht.

Der Herr Subrektor hatte recht. Der Herr Bürgermeister war über die Anzapfung des Oberpfarrers keineswegs erfreut. Er hatte glücklich seine wohl studirte Rede auf die Ehrengäste vom Stapel gelassen und sollte jetzt unvorbereitet noch einmal loslegen, das gefiel ihm gar nicht. Aber was konnte es helfen, die Rede des Oberpredigers durfte nicht unerwidert bleiben, und so klopfte er denn in Gottes Namen ans Glas, räusperte sich nachdrücklich und begann:

Meine Herren, unsre Stadt, die sich von jeher durch ihren wahrhaft kirchlichen Sinn ausgezeichnet hat (Beifall. Zuruf: Na! Na!), betrachtet es als eine besondre Aufgabe, ihren Mitbürgern neben dem Lichte, das eine vorzüglich geleitete Gasanstalt spendet, auch das Licht des Evangeliums zu bieten. Insbesondere wird die städtische Verwaltung nicht müde, die Pflege der kirchlichen Angelegenheiten zu ihren besondern Obliegenheiten zu rechnen. (Subrektor halblaut: Aber in die Kirche kommt keiner von den Duckmäusern.) Der städtische Etat setzt eine Summe von — der städtische Etat, meine Herren, setzt eine erhebliche Summe für kirchliche Zwecke ein. — Meine Herren, wir haben aus dem Munde unsers Oberpredigers gehört, daß die Mönkeberger schlechte Christen seien. (Oberprediger: Habe ich nicht gesagt. Scharfe Ecke: Es stimmt aber. Zuruf: Still, keine Beleidigungen.) Ich hoffe, daß, nachdem der Mönkeberg in die Stadtgemeinde Quakenborn inkommunalisirt worden ist, die Mönkeberger sich bestreben werden, an Bürgerfinn und Gottvertrauen allen andern gleich zu stehen. Meine Herren, die Religion ist das Fundament der bürgerlichen Gesellschaft und des bürgerlichen Wohlstandes. Wie unser hochseliger großer Kaiser gesagt hat: Ich will, daß dem Volke die Religion erhalten bleibe. Meine Herren, das Volk muß Religion haben. (Der Subrektor: Kinder, schenkt mir schnell einmal ein, jetzt wird der Bürgermeister fromm, darauf muß ich erst einmal trinken.) Meine Herren, wir müssen die Kirche unterstützen, ja, meine Herren, wir müssen, wenn es not thut, auch Kirchen bauen. (Zuruf: Aber nicht gleich.) Quakenborn, das durch Inkommunalisirung des Mönkeberges seiner zukünftigen Größe und Bedeutung erheblich näher gekommen ist, Quakenborn, das damit an Steuerkraft mächtig gewonnen hat, es wird sich der Verpflichtung nicht entziehen können, wenn es von der Behörde gefordert wird, auch neue Kirchenspiele zu gründen. Quakenborn, die Stadt des Gewerbsfleißes, des Bürgerfinnes und der Gottesfurcht lebe hoch!

Nachdem sich der frohe Aufruhr, den diese Worte hervorgerufen hatten, gelegt hatte, und nachdem sich der Herr Bürgermeister anerkennende Worte beim Herrn Regierungsrat eingeholt hatte, erklang das Redesignal aus einer Region der Festtafel, aus der sonst selten Propheten hervorzutreten pflegten, und es erhob sich Herr Doktor Blütgen, der Archäolog und Kunstverständige des Ortes. Meine Herren, sagte er, es ist der Wunsch ausgesprochen worden, daß auf dem Mönkeberge eine Kirche gebaut werden möchte. Gestatten Sie mir auf eine Thatsache, die ziemlich unbekannt zu sein scheint, hinzuweisen, daß nämlich der Mönkeberg schon eine Kirche hat. (Zuruf: Jawohl, die Spittelkirche.) Nein, außerdem eine wirkliche Kirche, eine Kapelle, eine Perle frühgotischer Baukunst. Sie wissen, daß sich der Rote Hof, gegenwärtig eine königliche Domäne, aber bis zum Jahre 1729 ein Ursulinerinnenkloster, an den Mönkeberg anschließt. Die südliche, gegenwärtig nicht mehr benutzte Scheune der Domäne, die wie gesagt vom Mönkeberge nur durch das sogenannte Dreckloch getrennt ist, ist in ihrem Innern eine völlig wohl erhaltene Kirche. Wenn es nun gelingt, daß diese Kirche von der Domäne abgetrennt wird, wenn die Kapelle freigelegt und in würdiger Weise wiederhergestellt wird, wenn auch ein Kirchweg um das Dreckloch herum gelegt wird, so hat der Mönke-

berg, was er sich wünscht, eine eigne Kirche, und die Stadt würde damit zugleich um ein wertvolles, künstlerisches Denkmal bereichert werden. — Damit setzte sich Doktor Blütgen, ohne seine Kiede zu einem Hoch zuzuspitzen, was der scharfen Ecke nicht recht war. Leben lassen! leben lassen! rief man. Der Doktor Blütgen soll leben! hoch! Der Amtsrat und seine Scheune soll leben! Das Dreckloch soll leben! Die Sache nahm an diesem Ende der Tafel schon einen etwas chaotischen Charakter an.

Währenddessen war der Doktor Blütgen zum Herrn Regierungsrat gebeten worden. Der Herr Regierungsrat, selbst Kunstkenner, fand die Idee, die Kapelle ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zuzuführen, außerordentlich glücklich und interessierte sich aufs höchste für die geschichtlichen und kunsthistorischen Mitteilungen, die Herr Doktor Blütgen machte. Auch der Herr Superintendent und der Herr Landrat nahmen die Idee mit Eifer auf, und es folgte eine lange Unterredung, in der erörtert wurde, auf welchen geschäftlichen Wegen man die Vostrennung der Kapelle von der Domäne erreichen könnte. Als der Herr Regierungsrat aufbrach und im Gänsemarsch von dem Herrn Landrat, dem Herrn Bürgermeister und Stadtverordnetenvorsteher um die Tafel herum zu seinem Wagen geleitet wurde, versprach er nochmals, alles, was in seinen Kräften stehe, zu thun, um die Sache zum erfolgreichen Ende zu führen. Der Herr Oberprediger war in gehobener Stimmung, schüttelte dankbar dem Herrn Doktor Blütgen die Hand und verabredete mit dem Herrn Stadtbaumeister eine lange Reihe von Einzelheiten, die nach seinem Ermessen bei dem Bau der Mönkeberger Kirche zu berücksichtigen waren. Und die scharfe Ecke feierte den großen Augenblick, indem sie alles, was irgend leben konnte, leben ließ. — Kinder, sagte der Herr Subrektor, stärkt euch im voraus, ihr könnt nicht wissen, was für eine Seeschlange aus der leichtsinnigen Idee des kleinen Blütgen wird.

Der Herr Subrektor hatte wieder recht gehabt, es entwickelte sich aus der Sache eine schlimme Seeschlange. Das Finanzministerium, das Kultusministerium, das Konfistorium, den Magistrat und den Gemeindefkirchenrat unter einen Hut zu bringen, war eine schwierige und langwierige Sache. Wir müssen es uns versagen, zu erzählen, wie oft die Verhandlungen aufs tote Gleis gerieten, was die einzelnen Behörden für Sicherheiten forderten, welche Bedingungen sie stellten, welche Künste der Magistrat in Duakenborn gebrauchte, um ohne Kosten bei der Sache davon zu kommen, und welche Schwierigkeiten besonders der Mönkeberg machte, der die Notwendigkeit der Sache durchaus nicht ein sah. Es wäre sicher aus dem Unternehmen nichts geworden, wenn nicht zwei Kräfte gearbeitet hätten, die Provinzialregierung, die die Kapelle wiederherstellen wollte, und der Gemeindefkirchenrat von St. Katharinen, der unter der Führung des Oberpfarrers mutig erklärte, er trete für alles ein. Zuletzt war noch der Widerspruch einflussreicher Gemeindeglieder zu überwinden, die geltend machten: Es sei viel besser, von vornherein eine neue Kirche zu bauen, denn was Neubauten kosteten, wisse man, was Reparaturen kosteten, könne kein Mensch wissen. Außerdem stehe die Kapelle hinterm Dreckloche auch nicht an geeigneter Stelle und entspreche auch an sich nicht den Anforderungen der Gegenwart. Das war ja nun ganz richtig, indessen war dem Oberprediger der Sperling in der Hand lieber als die Taube auf dem Dache, und so ging er mit aller Kraft für die Kapelle ins Zeug.

Endlich war die Kapelle vom Fiiskus an den Gemeindefkirchenrat zu St. Katharinen in aller Form abgetreten, was der Herr Amtsrat, der ein Hauptgegner des Kirchenprojekts gewesen war, dadurch äußerlich bekundete, daß er eine häßliche

Bretterplanke zwischen seinem Hofe und der alten Scheune errichten ließ. Der Gemeindefkirchenrat nahm feierlich Besitz von der Kirche, und der Herr Oberpfarrer hielt eine vorläufige, schöne, leider nur zu lang geratne Einweihungsrede. Für die Frau Oberpfarrer aber begannen traurige Zeiten. Ihr lieber Mann froch vormittags und nachmittags in der staubigen Scheune herum, er war weder zum Frühstück, noch zum Mittagbrote zur rechten Zeit zu Hause, und seine schönen schwarzen Kleider sahen zum Erbarmen aus. Alle Augenblicke kam ein Baubeflissener oder Kunstfreund, der sich die Perle in der schmutzigen Schale ansehen wollte, und der Herr Oberpfarrer ließ es sich nicht nehmen, einen jeden in eigner Person herumzuführen. Als aber die Wände niedergerissen wurden, in denen die Kapelle versteckt war, kam der Herr Oberprediger überhaupt nicht mehr nach Hause, und der Herr Küster mußte seinen Oberhirten mehr als einmal vom Bau zu seinen Amtshandlungen rufen. Und in der That, was zum Vorscheine kam, war überraschend schön, Doktor Blütgen hatte nicht zu viel gesagt, als er von einer Perle mittelalterlicher Kunst redete.

Freilich so, wie sich die Kapelle darstellte, war sie zu einer Kirche für den Mönkeberg nicht recht geeignet. Sie war offenbar zu kurz, die Fenster waren auffallend klein, und die Gewölbe gingen mit ihren Diensten auffallend tief herab. Der Herr Stadtbaumeister, der vom Gemeindefkirchenrat beauftragt war, einen Wiederherstellungsentwurf auszuarbeiten, trug diesen Mängeln Rechnung. Er zeichnete als Verlängerung der Kapelle ein Stück Kirche modern gotischen Stils mit hübsch hoher Wölbung und hübsch großen Fenstern und setzte oben einen Turm auf, in dem zwei Glocken Platz hatten. Die Fenster erhielten einfach weißes Glas, die Gestühle sollten aus Tannenholz gefertigt werden, ebenso die Empore an der Westseite. Hier sollte eine kleine Orgel Platz haben. Dieser Anschlag gefiel allgemein, einesteils weil er praktisch, andernteils weil er billig war.

Inzwischen hatte sich beim Wegbrechen eingebauter Lehmwände gefunden, daß noch in zwei Fenstern Reste von Glasmalerei vorhanden waren. Die Arbeiter waren schon dabei, diese Reste, einen Haufen fast schwarzer, verwitterter und mit einer dicken Kruste von Schmutz überzogener Glasstückchen, herauszunehmen und in eine Kiste zu werfen, als der kleine Blütgen ankam und in erregten Worten Beto einlegte. Er sei vom Landeskonservator für Kunst und Altertümer beauftragt, darüber zu wachen, daß an der Kapelle nichts beschädigt werde oder abhanden komme, er mache den Herrn Bauführer verantwortlich für jedes Glasstück, das etwa zerbrochen würde. Der Herr Bauführer kriegte keinen schlechten Schreck und jagte seine Leute von den Fenstern weg. Die Glasmalereien blieben also vorläufig hängen und liegen, wurden skizziert und photographirt, numerirt und katalogisirt und dann mit größter Vorsicht herausgenommen und unter Verwendung vieler Tafeln Watte eingepackt. Auch das alte Blei, das noch in Fetzen an den Rahmen hing, wurde sorgfältig losgelöst und aufbewahrt.

Die Staatsbehörde hatte sich bei der Abtretung der Kapelle vorbehalten, die Wiederherstellungspläne zu prüfen und zu genehmigen. Der Plan des Herrn Stadtbaumeister wurde also an die königliche Regierung eingesandt. Nach gemessener Zeit kam er zurück mit der Antwort, der Plan sei völlig unannehmbar. Der Anbau sei gänzlich unorganisch angefügt, die Maße des Gebäudes seien willkürlich geändert, die neuen Fenster im Verhältnisse zu den alten zu groß, das Gewölbe zu hoch. Eine hölzerne Empore dürfe nicht eingebaut werden. Wenn der Westgiebel hinausgerückt werden solle, wogegen ernstliche Bedenken geltend gemacht werden könnten, so müßte das alte Material beim Aufbau wieder verwandt werden und

jeder Werkstein sorgfältig wieder an die Stelle kommen, wo er zuvor gesehen hätte. Die Fenster seien mit Glasmalereien zu versehen. Der projektirte Turm sei viel zu schwer, es müsse statt seiner ein schlanker Dachreiter auf die Mitte des Daches gestellt werden. Man habe den Kreisbauinspektor beauftragt, die Kapelle zu untersuchen und Vorschläge zu ihrer Wiederherstellung zu machen.

Dem Herrn Oberpfarrer fiel alle Butter vom Brote. Was er so sorgfältig überlegt, was er so oft beraten, worauf der Herr Stadtbaumeister so verständnisinnig eingegangen war, es wurde alles kurzer Hand verworfen — aus Gründen der Kunst, als ob der Entwurf des Herrn Stadtbaumeisters nicht auch künstlerisch gewesen sei. Man remonstrirte: die Fenster des alten Theils seien zu klein, darum habe man die des neuen Theils größer gemacht. Das Gewölbe des alten Theils liege so niedrig, daß man keine Empore einbauen könne, darum habe man es im neuen Teile höher gelegt. Die Westfassade könne aber nicht unverändert bleiben, da die Eingangsthür für eine Kirche zu eng sei. Hierauf erfolgte die Antwort, daß es lediglich bei der Verfügung vom soundsovielesten zu verbleiben habe. Die Königliche Regierung könne im Einverständnisse mit dem Herrn Landeskonservator nicht zugeben, daß ein Bauwerk, eine Perle mittelalterlicher Baukunst, durch eine unsachgemäße Restauration verunstaltet werde. Die ergänzenden Teile müßten durchaus im Sinne und Geiste der alten Bestandteile ausgeführt werden. Hierzu gehörten auch die allgemeinen Verhältnisse der Kirche, und wenn es nicht möglich sei, bei den niedrig liegenden Gewölben eine Empore einzubauen, so müßte diese eben wegbleiben. Keinesfalls aber dürften wichtige architektonische Bestandteile, wie Thüren oder Fenster, abgeändert werden.

Der Herr Kreisbauinspektor erschien denn auch binnen kurzem, untersuchte alles und jedes und fand, daß unter dem Putze im Innern des Westgiebels eine Wandmalerei war. Eine großartige Entdeckung, über die der Herr Bauinspektor hocherfreut war. Natürlich trat jetzt alles andre zurück. Ehe über irgend etwas entschieden werden konnte, mußte diese Malerei bloßgelegt werden. Der Gemeindefkirchenrat von St. Katharinen hatte für die Kosten aufzukommen, es stand also auch nichts im Wege, sachverständige Arbeiter kommen zu lassen, die vier Wochen lang pockten und scheuerten, bis aller Mörtel entfernt war. Richtig, es kam eine Wandmalerei zum Vorschein, die die ganze Wand von der Thür an aufwärts bedeckte. Leider war sie sehr beschädigt. Man sah zwei Beine, einen Hund mit einer Schelle am Halse, einige Holzscheite mit etwas daran, das man vielleicht für Feuer halten konnte, eine jüdische Kegelmütze und mehrere hochgehobne Hände, dazu die Inschrift . . . JS CRE . . . IS ANNO D . . . M . . . IL. Diese Inschrift wurde von Doktor Blütgen ergänzt und beleuchtet. Sie lautete: *Judaeis crematis anno Domini 1349 oder 1449*, für beides lagen Gründe vor. Die Aufdeckung des Bildes machte großes Aufsehen. Durch alle Zeitungen gingen ausführliche Berichte. Wenn sich die Herren Archäologen auch nicht über Stil, Zeit und Gegenstand einigen konnten, so war doch das Bild höchst interessant. Jedenfalls sind Hunde in Kirchen, noch dazu mit einer Schelle am Halse, äußerst selten nachzuweisen, und der Fund stellte sich als ein Denkmal von hohem kulturhistorischem Werte dar.

Eines Tages kamen auch der Herr Landeskonservator, der Herr Regierungsbaurat und noch ein großes Tier, wohl aus dem Ministerium, an. Der Herr Oberprediger hatte es sich nicht nehmen lassen, die Herren zu führen, aber seine Erläuterungen und Bemerkungen fanden keine Gegenliebe. Die Herren waren überrascht und entzückt. Jeder fand neue besondre Feinheiten, die bisher noch übersehen waren. Die Säulen, die Kapitäle, das Maßwerk, die Profile, die engen

Fenster, das niedrige Gewölbe, die romanische Thür in der Westfassade — eine romanische Thür im jüngsten Teil des Baues war eine sehr beachtenswerte Erscheinung —, alles dies fand sachverständigste Würdigung, alles war ganz unschätzbare und durfte nicht angerührt werden. Vor allem bedurfte das Bild der sorgfältigsten Pflege und Schonung. Es mußte sogleich eine Bretterwand errichtet werden, hinter der das Bild während des Baues Schutz finden konnte.

Aber, meine Herren, sagte der Herr Oberprediger, die Wand muß doch um acht Meter verschoben werden.

Lieber Herr Prediger, erwiderte der hohe Herr aus dem Ministerium, kein Gedanke daran. Die Wand darf nicht angetastet werden. Das Bild bleibt an seiner Stelle, und es bleibt genau so, wie es ist.

Es soll also nicht restaurirt werden?

Mein Gott, was wollen Sie denn daran restauriren? Getrauen Sie sich, Herr Prediger, das Fehlende aus Ihrer Phantasie zu ergänzen? Sie müssen doch selbst sagen, daß jede Ergänzung auf eine Fälschung des Originals hinauslaufen würde; das Bild wird mit Wasserglas getränkt, die fehlenden Räume werden mit Cementmörtel ausgefüllt und mit einer neutralen Farbe angestrichen. Es wird ja nicht besonders schön aussehen, aber wir dürfen doch um Gottes willen nicht ein solches Kunstdenkmal ergänzen oder übermalen.

Aber die Empore, Herr Geheimrat.

Kann natürlich nicht gebaut werden. Die Orgel muß zu ebener Erde aufgebaut werden. Nehmen Sie doch ein Harmonium, Herr Prediger.

So. Nun nehmen die Kirche auch nicht erweitert. Die für die Erweiterung ausgeworfne Summe wurde für eine um so reichere und sorgfältigere Ergänzung des Schmuckwerks ausgegeben, wofür das Geld nach der Meinung der Herren viel besser angewandt werde, als zur Errichtung eines Anbaus von sehr fraglichem architektonischem Werte.

Jetzt kamen die Fenster dran. Der Gemeindefkirchenrat hatte einfache weiße Scheiben gewünscht, es war aber vorgeschrieben worden, es müsse Glasmalerei sein. Nun aber kam Doktor Blütgen und legte seine alten Glasischeiben vor. Mit großer Mühe und vielem Scharfsinn hatte er die Trümmer zusammengepaßt und wirklich einige ziemlich vollständige und einige unvollständige Tafeln zusammengestellt und ihren Sinn gedeutet. Es waren Szenen aus dem Leben des heiligen Ansgarius, und es ergaben sich interessante Beziehungen des Klosters und der Kapelle zu Corvey und der Normandie. Außerdem hatte er einige Wappen rekonstruirt und die alten Geschlechter festgestellt, denen sie gehörten, und die Beziehungen zur Kapelle hatten. Diese Wappen hatten vermutlich die untersten Felder der Fenster eingenommen. Dies alles legte Doktor Blütgen in einer ausführlichen Denkschrift dar; er erreichte auch wirklich, daß entschieden wurde, die Fenster seien wiederherzustellen. Die königliche Regierung schloß sogar aus ihren Fonds fünfhundert Mark zu, verlangte aber, daß die Fenster in der königlichen Glasmalerei zu Ch. hergestellt würden, was die Sache um sechshundert Mark verteuerte. Dafür lieferte aber auch die königliche Anstalt Biber, die durchaus stilgerecht und mit allen archäologischen Härten behaftet waren. Auch die Wände der Kapelle wurden stilgerecht gemalt, nicht hell, wie es moderne Menschen lieben, sondern mit satten Farben und reichen Teppichmustern. Da der Maler dem Herrn Bauinspektor nicht zu Danke arbeitete, so mußte manches zwei oder dreimal gemacht werden. Die Gestühle erhielten dunkle Eichenholzfarbe, die Thüren wurden mit Eisen gepanzert, als sei es ein Festungsthor, aber ganz stilgerecht. Der Kreisbauinspektor durfte sich rühmen,

die Kapelle in so würdiger und stilvoller Weise wieder hergestellt zu haben, daß auch ein strenger Kritiker nichts aussetzen konnte. Freilich hatte das Geld zu einer Orgel nicht gereicht, man hatte ein Harmonium kaufen müssen, das hinten in eine Ecke gesetzt wurde. Auch für Paramente und die heiligen Gefäße war nur wenig übrig geblieben, man hatte im letzten Augenblicke noch etwas billiges gekauft. Und die Fenster —

Nein, Herr Bauinspektor, sagte der Herr Regierungsbaurat, als er den Bau in Augenschein nahm, so geht das nicht. Man sieht ja jedes alte Stück neben dem neuen. Die neuen sind ja viel zu transparent. Was haben sie denn da in Ch. gemacht?

Eiligst schrieb man nach Ch. und erhielt die Antwort, anders ließe sich das nicht machen. Die alten Gläser seien sehr verwittert, der Schmutz habe sich bis tief in die Glasmasse gefressen und sei durch kein Waschen zu entfernen. Man hätte, um den neuen Gläsern das Aussehen der alten zu geben, eine schwarze Lasure auflegen müssen, aber das ginge doch wohl nicht.

Warum denn nicht, schrieb der Herr Regierungsbaurat an den Herrn Bauinspektor, lassen Sie ruhig eine schwarze Lasure auflegen. Dies geschah, und nun waren die Fenster wie aus einem Gusse. Der Gesamteindruck war stimmungsvoll, die Kapelle machte den Eindruck des Echten. Wer eintrat, mußte sich in frühere Jahrhunderte versetzt glauben, der Hauch vergangener Zeiten wehte ihm ahnungsvoll entgegen. Von den Malereien und dem kostbaren Bilde am Westgiebel sah man freilich nicht viel.

An einem hellen Junimorgen wurde die Kapelle eingeweiht. Ein geheimnisvoller Dämmerchein füllte den Raum. Die Harmoniumtöne klangen wie überirdische Klänge aus weiter Ferne. Das beste Publikum aus der Stadt füllte den ganzen Raum, nur ein paar alte Mütterchen vom Mönkeberge hatten sich schüchtern auf die letzten Bänke gesetzt. Der Herr Generalsuperintendent, der die Kapelle weihte, hielt eine schöne Rede — ein Hochgenuß für Feinschmecker — über den „Schmuck des verborgnen Menschen unverrückt.“ Darauf folgte das übliche Festessen. Aber es fehlte die rechte Festfreude. Der Gemeindeführer von St. Katharinen war verschmupft. Der Bau hatte unmenschlich viel Geld gekostet. Die Kirchenkasse war auf ein Menschenalter ruiniert. Man hatte kirchliche Umlagen ausschreiben müssen, und das hatten die Mönkeberger sehr übel genommen, indem sie es für ein schreiendes Unrecht hielten, für eine Kirche, die sie nicht gewollt hatten, auch noch etwas zahlen zu müssen. Man hatte sich nicht verhehlen können, daß die Bimmel auf dem schlanken Dachreiter geklungen hatte wie sieben Jahre teure Zeit, daß das Harmonium kaum zu hören gewesen war, daß die zwei Beine und der Jagdhund mit der Schelle nicht gerade erbaulich ausgesehen hatten, und daß der Raum viel zu eng gewesen wäre, wenn nicht die Mönkeberger durch Abwesenheit gegläntzt hätten. Daß die Thür sowohl zu eng als auch zu niedrig sei, war allgemein aufgefallen. Man hatte den Vorschlag gemacht, wenn nun einmal die alte Thür nicht geändert werden dürfe, zwei neue Thüren rechts und links davon einzubrechen, war aber auch hiermit auf Widerstand gestoßen. Dies sei wider den Stil, und es sei nicht ausgeschlossen, daß Sprünge in der Wand entstünden, und daß solche Sprünge sogar über die zwei Beine oder über die Judenmüge liefen.

Seht ihrs, sagte der Herr Konrektor am Stammtische, wenn jetzt einmal einer von euch in der Mausefalle totgequetscht wird, dann wißt ihr doch wenigstens, warum es geschieht.

Aber das Schlimmste zeigte sich erst im nächsten Winter. Da wurde es so stillvoll dunkel, daß man überhaupt nichts sah. Man mußte Lichter auf den Altar und die Kanzel stellen. So konnte wenigstens der Herr Diakonus notdürftig sehen. Aber von der Gemeinde konnte niemand in seinem Gesangbuch lesen, wenn er nicht ein Wachslicht mitbrachte. Man beschwerte sich beim Herrn Bauinspektor und verlangte Abhilfe. Ach was, antwortete dieser, in der Kaiser-Wilhelmsgedächtniskirche in Berlin brennen sie im Winter früh auch Licht. Schafft doch Lichthalter an, natürlich stilvolle mit fünf Armen, das Stück zu hundert Mark. Darauf erklärte der Gemeindefkirchenrat, es fielen ihm gar nicht ein, für die Mönkeberger Kapelle auch nur noch einen Groschen auszugeben, sie sei jetzt schon viel zu teuer.

So steht nun die Sache. Was werden soll, weiß niemand. Aber beklagen wir uns nicht. Volkkommenes giebt es nicht in der Welt, und alles Neue muß sich erst einleben. Hoffen wir vielmehr das Beste von der Zukunft. Wenn erst einmal ein Hagelwetter die Glasmalerei zerschlagen hat, wird man gewiß nicht anstehen, die neuen Scheiben heller zu machen. Der Herr Oberpfarrer ist leider nicht zu seinem Ziele gekommen, die sittliche Erneuerung des Mönkeberges muß auf spätere Zeiten verschoben werden, dagegen hat der kleine Blütgen darin recht gehabt: Quakenborn ist um ein Kunstdenkmal bereichert worden.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Evangelisation in Berlin. Auf dem neunten Evangelisch-sozialen Kongreß wurde von einem der geistlichen Redner beiläufig der Evangelisationsbewegung gedacht als eines Mittels, Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der kirchlichen Einwirkung auf die Arbeiter entgegenstellen. Ich weiß, daß viele ganz gute Leute für den Gedanken, die evangelische Kirche könne etwas helfen in den sozialen Nöten, nur ein Achselzucken übrig haben, und daß gerade unter den gebildeten Protestanten in Preußen, auch Leuten in Amt und Würden, die Meinung vorherrscht, der Einfluß der Kirche auf das sittliche und damit auch auf das soziale Verhalten der evangelischen Christen sei für immer dahin, und selbst wenn er wieder gewonnen würde, so sei doch schließlich das Verhalten des Einzelnen sehr nebensächlich, wenn nicht ganz wertlos für die soziale Frage und die soziale Praxis. Aber das ist eben nach meiner Überzeugung ein Irrtum, ein Symptom der Krankheit und Entartung des kirchlichen Lebens im Protestantismus. Ich meine, daß heute und für die Zukunft, so weit wir uns um sie zu sorgen haben, alles darauf ankommt, dem an keins der geltenden Glaubensbekenntnisse gebundenen, keins verlegenden, aber über alle erhabnen Kern- und Hauptstück des Evangeliums: der aufrichtigen und thatkräftigen Nächstenliebe nicht etwa nur wieder, sondern zum erstenmal recht und ganz zur Anerkennung und Geltung zu verhelfen gegenüber dem materialistischen Dogma vom Eigennutz und vom Nachwächterstaat, wie gegenüber dem einseitigen, blinden, hastigen Drängen nach Gesetzes- und Polizeimaßregeln und dem Schüren und Organisiren der Massen im sogenannten Klassenkampfe. Und dazu scheint mir die Kirche, auch die protestantische Kirche in Preußen, durch-